Ihr bestes Kind.

Skizze von Ilse-Dore Tanner.

Frau Male Kallnieß hantierte hurtig, wie es ihre Art war, in der Küche umher. Die Arbeit flog ihr nur so von der Hand, und daß sie recht geräuschvoll war und die Töpfe, Tiegel und Kellen klirrten und klapperten, war jedermann an ihr gewohnt und wunderte niemand. — groß und stark und energisch wie sie war. Und wie die Gegenstände sich von ihrer großen, kräftigen Hand schieben und stoßen ließen, wohin sie wollte, so auch ihre fünf Kinder; sie machte nicht viel Federlesens mit ihnen, und das schien auch bei den derben, rotbäckigen Blondköpfen nicht angebracht; sie sahen aus, als könnten sie einen Puff vertragen. Gute Worte hörten sie selten, und Zärtlichkeiten kannten sie gar nicht von der Mutter, aber ihre Hand saß sehr locker, und es gab Tage, an denen es „Katzenköpfe" nur so regnete.

Der blasse, schmalschultrige Herr Fritz Kallnieß, Dorfschneider seines Zeichens, ordnete sich in jeder Beziehung der überlegenen Energie seiner Frau unter. Er war froh, daß die Kinder nach ihr geschlagen waren, daß er verhältnismäßig sorgenlos auf eigenem, kleinem Besitz seinem Beruf nachgehen konnte, und daß jene schlimme Zeit, da Hunger und Not vor keiner Tür gestanden hatten, durch die Tatkraft seiner Frau längst überwunden war.

Ab und zu kamen Tage, an denen Frau Male in ein dumpfes Brüten versank. Ueber ihrer Nasenwurzel stand eine senkrechte, tiefe Falte, der Ausdruck ihrer Augen bekam etwas Stieres, und wenn man sie anredete, wachte sie auf wie aus tiefem Traum. Die Ihren wußten dann: „Mutter denkt wieder daran", und Mann und Kinder gingen ihr so viel wie möglich aus dem Wege, und nur Leute, die nichts wußten von den inneren Geschehnissen in der Familie Kallnieß, meinten: „Die Kallnießen glubscht all wieder."

Als Herr Kallnieß die Küche betrat, sah er sofort, daß seine Frau wieder ihren Tag hatte. In sein Gesicht kam ein ängstlich-verlegener Ausdruck, und er mußte sich erst räuspern, ehe er schüchtern fragte:

„Was hat dir der Herr Budgereit gesagt, wann er den Rock haben muß?"

Frau Male fuhr zusammen und sah ihn verständnislos an, und er mußte seine Frage noch einmal wiederholen, ehe sie kurz erwiderte:

„Heute über acht Tage will er ihn haben."

Herr Kallnieß räusperte sich noch einmal. „Malchen, trautstes, mußt all wieder dran denken?" fragte er sanft-vorwurfsvoll.

Es kam wie ein Aufstöhnen von den Lippen der großen, starken Frau.

„Es wird mich noch verrückt machen, halb dwatsch bin ich schon." Sie schob mit energischem Ruck den Topf, den sie gerade in der Hand hielt, aufs Brett, trocknete flüchtig die Hände an der Schürze und ging dann zum Schrank, dessen oberstem Fach ganz hinten aus der Ecke sie eine Kaffeebüchse entnahm, in der es bei der Bewegung heftig klapperte. Sie stellte sie auf den Tisch, nahm den Deckel ab nud winkte ihren Mann heran.

„Bis obenhin voll mit Talern. Die hab' ich mir abgespart. Nichts Neues hab' ich mir gekauft in all den Jahren, wenn die Leute auch gemeint haben, ich sei gnietschig und trüg' immer nur die alten Koddern. Das reicht zur Reise — ich will hin und will ihn sehen. Ich halt's nicht mehr aus, ich muß wissen, was aus ihm geworden ist, und ob's ihm auch gut geht, meinem goldenen Jungen, meinem trautsten Ernstchen." Sie fiel plötzlich auf einen Stuhl, schlug die Schürze vor's Gesicht und sing bitterlich und haltlos an zu schluchzen.

Herr Kallnieß stand einen Augenblick ratlos, er hatte seine Frau seit vielen Jahren nicht weinen sehen — seit zwölf Jahren nicht, so lange war es her, daß — — — Er mochte nicht gern an jenen Tag denken, an dem sie ihren Drittgeborenen, ihren Ernst, für Geld fortgegeben hatten an die vornehmen, reichen Fremden. Es kam ihm manchmal vor, wie eine schwere Schuld, die seine Schultern herabdrückte und wie ein Alp sich oft in schlaflosen Nächten auf seine Brust legte.

Und die Not war doch so groß gewesen zu jener Zeit. Wenn er die 800 Mark nicht hätte in drei Tagen zahlen können, wäre er obdachlos gewesen mit seiner Frau und den fünf kleinen Kindern, von denen das älteste sieben Jahre war — das sechste sollte in wenigen Wochen geboren werden. Die 3000 Mark, die sie damals erhalten, hatten allen Sorgen ein Ende gemacht, sie gehörten jetzt zu den wohlhabendsten Leuten im Dorfe, trotz der fünf Kinder, und seit sein Aeltester, sein Joseph, ihm so fleißig half, hätte er sich können zur Ruhe setzen, wenn's ihm beliebte.

Und damals war's doch die Frau gewesen, die den ganzen Handel eingefädelt, die ihm alle seine Bedenken ausgeredet hatte. Und daß die Fremden gerade hatten den dreijährigen Ernst haben wollen, der etwas feiner, etwas zarter aussah, als seine derbbäuerischen Geschwister und auch mehr Wartung beanspruchte, war ihr gerade recht gewesen. Ein paar Tränen hatte der Abschied freilich gekostet, aber er hatte sich damals selbst gewundert, daß es ihr verhältnismäßig so leicht fiel.

Und daß sie sich nun, die doch so hart und barsch zu den Kindern war, um diesen einen, der ihr nicht mehr gehörte, so härmte und grämte, das begriff er nicht.

Er trat neben sie und strich ihr begütigend über den Oberarm.

„Aber Malchen, mein trautstes Malchen, natürlich fährst du, wenn du willst. Hätt's dir gar nicht brauchen das Geld dazu sparen, weißt doch, ich geb' dir, was du willst — aber — aber — du weißt doch, was wir damals haben müssen unterschreiben" — — —

Sie hob die vom Weinen verschwollenen Augen.

„Natürlich, weiß ich — ich will ja auch gar nicht mit ihm reden, nur sehen will ich ihn. Ich will wissen, wie's ihm geht. Ach Gott, Kallnieß, daß wir auch gerade ihn haben fortgeben können, unser bestes Kind!" schluchzte sie auf.

Herr Kallnieß schüttelte den Kopf, und soweit das bei seinem gutmütigen Gesicht möglich war, stand ein Zug des Unwillens darauf.

„Nein, Malchen, nein, wie kannst du nur sowas sagen. Unsere Kinder sind all wohlgeraten und haben uns nie den Kopf dick gemacht, und der Ernstchen war erst drei Jahre alt, wie wir ihn haben fortgegeben. Wie kannst du da sagen, daß er der Beste ist!"

Frau Male stand mit einem Ruck auf, ihre grauen Augen sprühten. „Er war der Schönste, der Klügste, der Beste, das haben die vornehmen Leute gleich gesehen, deshalb haben sie gerade ihn wollen haben. Sollst sehen, was für ein schöner, starker Junge er wird geworden sein, ganz anders wie die andern."

Herr Kallnieß schüttelte wieder den Kopf, und das Kopfschütteln verstärkte sich noch, als seine Frau gleich darauf den Jüngsten, den Paulchen, der sich schüchtern hereindrückte und um ein Butterbrot bat, heftig anfuhr:

„Wart' ab, bis du was kriegst, Freßsack!"

Und er schüttelte noch immer den Kopf, als er schon auf seinem Schneidertisch saß. Was waren die Frauensleute doch komisch! Damals war's der Male gerade recht, daß sie den Ernstchen haben wollten, der so viel quarrte und weinte und mehr Arbeit machte, als die andern, und jetzt sollt' er mit einem Male der Beste sein!

Frau Male bestand auf dieser Reise, die so weit war — vom äußersten Zipfel Ostpreußens bis nach Berlin — und sie war doch noch nie gereist. Alle sanften Versuche ihres Mannes, sie davon abzubringen, scheiterten.

So saß sie denn eines Tages in einem Abteil vierter Klasse und fuhr nach Berlin. Sie war noch niemals in der Eisenbahn gefahren, und das Rattern und Schwanken machten, daß es ihr schlimm ud weh wurde und sie nicht einen Bissen der mitgebrachten Vorräte genießen konnte.

Mit dumpfem Kopf und einem Schwäche- und Uebelkeitsgefühl entstieg die sonst so frische Frau Male dem Zuge und stand dann, ihre große, gestickte Reisetasche in der Hand, ratlos im Gewühl der Großstadt. Es brauste und sauste in ihren Ohren, und sie hatte nur das eine Gefühl, daß sie absolut außerstande sei, allein zu dem Hospiz hinzufinden, das der freundliche Herr Amtsvorsteher ihr aufgeschrieben hatte. Sich aber an einen der vielen, vielen fremden Menschen mit einer Frage zu wenden, dazu war sie zu ängstlich und mißtrauisch. Man erzählte sich dort oben in Ostpreußen Schaudergeschichten, die vertrauensvollen Reisenden in Berlin passiert waren.

So beging sie denn die ungeheure Verschwendung, sich von einer Droschke nach ihrem Bestimmungsort bringen zu lassen. Sie hatte von dieser Fahrt nur den Eindruck häßlicher, himmelhoher Häuser, rasselnder, fauchender, lärmender Fuhrwerke und unendlich vieler hastender Menschen und war froh, als sie endlich im ihrem kleinen, einfachen Zimmerchen saß. Da merkte sie auch erst, wie hungrig sie war, und machte sich über die belegten Brote und harten Eier her, die sie von zu Hause mitgenommen hatte. Dann fiel Frau Male in tiefen Schlaf und träumte, sie wäre daheim, in ihrem hübschen kleinen Hause, und stände vor ihrem Mann, der auf dem Schneidertisch saß, mit dem Kopf schüttelte und deutlich sagte:

„Reis' nur, Malchen, kannst ruhig reisen, aber'n Zweck von dieser Reise kann ich nicht einsehn."

Es war heller Tag, als sie am nächsten Morgen aufwachte. Sie zog sich hastig an und ließ sich den Kaffee bringen. Das freundliche junge Dienstmädchen fragte sie dann nach dem Wege nach Grunewald und war sehr erleichtert, daß die elektrische Bahn dorthin nur wenige Schritte vom Hause hielt.

Mit erwartungsvoll klopfendem Herzen saß sie dann in dem Wagen. Sie hatte eigentlich gar keine richtige Vorstellung, wie sie es machen wollte, ihren Jungen zu sehen. Sie hatten ja damals beide, sie und ihr Mann, unterschreiben müssen; daß sie das Kind niemals besuchen würden, daß es überhaupt für sie nicht mehr vorhanden sein dürfte.

„Und wenn ich den ganzen Tag vor dem Hause warten sollte. Einmal muß er doch ausgehen!" hatte Frau Male daheim gemeint, und „Die Polizei wird dich noch aufgreifen!" hatte Kallnieß geantwortet.

Nun überkam sie plötzlich mit lähmender Angst der Gedanke, daß ihr Junge am Ende jetzt gar nicht mehr in Grunewald sein könnte, die vornehmen Leute verreisen ja manchmal im Sommer — oder — am Ende wohnten sie überhaupt nicht mehr dort. — — —

Sie hatte das Haus, in dem Direktor Waldaus wohnten, bald gefunden. Vornehm blickte die weiße Villa zwischen den dunklen Kiefern hervor, und vom Hause bis an das hohe Eisengitter erstreckten sich Rasenplätze mit blühenden, hochstämmigen Rosen und Blumenbeeten. Und während Frau Male mit sehnsüchtigen Augen zwischen den Gitterstäbchen, vor denen noch allerlei Büsche standen, hindurchsah, kam der Postbote den schmalen Kiesweg herabgeschritten und trat auf die Straße. Da wandte sie sich mit schnellem Entschluß an ihn mit der Frage: „Wohnt hier der Herr Direktor Waldau?" Der Beamte nickte: „Jawohl — Eingang für Lieferanten links um die Ecke, der vorn ist nur für Herrschaften."

Frau Male hatte nur das „Jawohl" gehört — und sie stand weiter fast unbeweglich am Gitter und suchte mit ihren Augen die Fenster ab, doch niemand war zu sehen.

Da knirschte leise der Kies des Weges wie unter Rädern, und von der anderen Seite der Villa her kam langsam ein Rollstuhl, von einem Livreediener geschoben, daneben ging eine Dame. Das war die Frau Direktor, ja, das war sie — trotz des jetzt leicht ergrauten Haares erkannte Frau Male sie sofort. Und in dem Wagen saß — — — ein Zittern lief plötzlich über den Körper der großen, starken Frau, und ihre beiden Hände krampften sich, wie eine Stütze suchend, um die Gitterstäbe vor ihr. Der junge Mensch, der dort in dem Wagen saß, blaß und schmal und vornehm, das war er, das war ihr Ernstchen — er sah so fremd aus und war doch Kallnieß so ähnlich, so wie er damals ausgesehen, als er eben die schwere Lungenentzündung gehabt hatte.

Sie drückte das Gesicht gegen die kalten Eisenstäbe und sah und sah. —

Dicht vor ihr, nur durch ein paar Büsche und Bäume getrennt, hielt der Wagen an, die Frau Direktor und der Diener halfen dem jungen Menschen heraus, sie zog seinen Arm durch den ihren, der Diener reichte ihm einen Stock, und langsam, mit dem stark wiegenden Gang der Hüftlahmen, schritt er neben der Frau, die jetzt seine Mutter war, den einen breiten Gartenweg auf und ab.

Es ging etwas Merkwürdiges vor in Frau Male. Es war ihr, als täte sich ein Abgrund auf zwischen ihr und dem armen Krüppel dort, als sei er gar nicht ihr Sohn. All ihr gesundes Bauernblut empörte sich gegen ihn, galt es doch daheim in ihren Kreisen fast für eine Schande, ein Kind zu haben, das ein Krüppel war.

Und sie dachte daran, wie ihr Ernstchen, als er noch so klein gewesen, immer über sein Bein geklagt und geweint hatte und immer aufgenommen sein wollte, und wie oft sie ungeduldig gewesen war und über die viele Arbeit, die er ihr machte, gescholten hatte.

Das leise Klirren von Geschirr ließ sich hören, der Diener brachte ein Tablett mit Tellern und Tassen und setzte es auf den kleinen Tisch hinter den Büschen. Mutter und Sohn kamen heran, und vorsichtig half sie dem großen Jungen, sich in den bequemen Korbstuhl zu setzen. Der Diener legte eine Decke um seine Knie, und die Frau Direktor bestrich, belegte und zerschnitt ihm die Brötchen, versuchte die Brühe, ob sie auch nicht zu heiß sei, und plauderte liebevoll und heiter mit ihm. Frau Male hörte ihre Stimme und ihr Lachen ganz deutlich, und ab und zu konnte sie einzelne Sätze verstehen.

„Wie gut, daß ich dich so ganz für mich habe, Ernst!" hörte sie die Frau Direktor sagen.

Herrgott, ja, bei den reichen Leuten machte es nichts, wenn ein Kind nicht arbeiten und nichts verdienen konnte, und die Frau dort hatte den lieben langen Tag nichts weiter zu tun, als den Jungen zu bedienen und zu pflegen. Eine grenzenlose Erleichterung überkam Frau Male, daß der Junge dort nicht mehr ihr Kind war. Daheim würde er herumgestoßen und verhöhnt werden — ein unglücklicher Krüppel — und hier hatte er's so gut und war froh und glücklich — sie hörte wieder und wieder sein helles Lachen herübertönen.

Noch einen langen Blick warf Frau Male Kallnieß auf das Kind, das sie geboren hatte. Dann wandte sie sich zum Gehen. Es war nichts von Schmerz und von Mitleid in ihr, nur eine große Leere, so als habe sie etwas unwiederbringlich verloren, das ihr Fühlen und Denken bisher zum größten Teil ausgefüllt hatte.

Am liebsten hätte sie sich gleich in den Zug gesetzt und wäre nach Ostpreußen zurückgefahren, aber wenigstens noch die Linden und das Brandenburger Tor und das Schloß mußte sie sehen, man hätte sie sonst ausgelacht daheim. Und — ja, das durfte sie nicht vergessen, Kallnieß und den Kindern mußte sie etwas mitbringen, ein paar Leckereien, ein paar buntgeränderte Taschentücher, auch ein Bild vom Schloß und vielleicht vom Kaiser.

Als Frau Male am nächsten Morgen mit der Reisetasche in der Hand über die Wiesen ihrem Dörfchen zuschritt und mit tiefen Zügen die kräftige Heimatluft einatmete, hatte sie ein Gefühl im Herzen, das sie, wenn sie nicht die schlichte, ostpreußische Landfrau gewesen wäre, sehnsüchtige Erwartung und Heimatglück genannt haben würde. Sie dachte an Kallnieß, der so brav und still und fleißig wak und ihr nie ein böses Wort sagte, trotzdem, ja, trotzdem — sie schämte sich, diesen Gedanken weiterzudenken. Und sie dachte an ihre fünf gesunden, kräftigen, fleißigen Kinder. — —

Sie hat daheim nicht viel erzählt von ihrer Reise nach Berlin, nur die Hauptsache, und ihr Mann hat sie nicht viel gefragt. Es genügte ihm, daß es dem Ernst gut geht.

Nie wieder hat Frau Male Kallnieß „daran" gedacht, wenigstens haben niemals wieder die Ihren darunter zu leiden gehabt, und die Kinder meinten sogar, Mutter sei jetzt viel „guter".

Manchmal nur, wenn es recht still um sie ist, sieht Frau Male wie ein Traumbild einen blassen, vornehmen Jungen im Rollstuhl in einem blühenden Garten vor sich und meint den Rosenduft zu spüren, der über das eiserne Gitter zu ihr dringt.

Er will nicht radeln.

Die folgende Geschichte wird aus dem bayerischen Hochland berichtet:

Die Bauern in jenen, von der gewinnbringenden Fremdenindustrie noch nicht beglückten Gegenden haben ein schweres Leben. Sie müssen hart arbeiten, um kärglichen Gewinn dafür einzuheimsen, und beschränken sich daher auch nur auf die allernotwendigsten Ausgaben. Und mit einer wahrhaft verblüffenden Schlagfertigkeit erwidern sie oft den Reisenden, die ihnen auf ihren Geschäftstouren dies oder jenes Kulturerzeugnis unter allen Umständen verkaufen wollen.

Kam da auch dieser Tage der Vertreter eines großstädtischen Fahrradhauses zu einem solchen Bauer und bemühte sich, dem guten Landmann einen Begriff von den Vorteilen und Annehmlichkeiten zu geben, in deren Genuß ihn der Besitz eines Stahlrosses versetzen werde. Er hatte schon alle erdenklichen Mittel und Künste versucht und war jedesmal wieder an der steinernen Hartnäckigkeit des Bauern gescheitert. Mit dem Reste seiner Kräfte wollte er nun zum letzten Sturm übergehen.

„Na, Vatter, lassen's Ihnen doch überzeugen! 150 Markel sind doch nicht si arg viel Geld. Schauen's Ihnen doch dieses wunderbare Fahrrad erst einmal richtig an. Um so wenig Geld ist's ja halb geschenkt..."

„Was sollet denn i' damit anfanga," gibt ihm der Bauer zur Antwort, „für hundertundfufzig Markel kriag i' auf'm Markt ja scho' a' ganze Kuh! Von der hab' i' aba nacha a' was! Die ko i' doch bessa brauchn als den Karrn da!"

„Ja, aber immerhin, könnt ihr doch zum Beispiel nicht in ein paar Minuten da und dahin fahren. Ich glaube nicht, daß Ihr Eure Wege als Reiter auf Eurer Kuh machen werdet!"

„Dös sag' i' ja a gar net, daß i' mi' dengerscht unter am Fahrrad hifetzen ko' und nacha a's Melken anfanga kunnt!"

Ein seltsames Dorf.

Ein seltsames Dorf existiert im hohen Norden bei Carracröß auf einer Insel an der Westküste Islands. Dieses eigenartige Dorf hat 17 Häuser, deren 16 aus Schiffsrümpfen bestehen, die von den Stürmen des Atlantischen Ozeans an die Küste getrieben und von den Bewohnern in das Innere der Insel geschleppt wurden. Das einzige Haus, das nicht von einem alten Schiff herstammt, ist das Pfarrhaus. Dieses ist aus Holzstämmen gezimmert, die der Golfstrom aus Amerika hierher geführt hat. Aus anderen angeschwemmten Hölzern sind die Zäune für Gärten und Felder hergestellt. So findet sich auf dieser Insel eine Reihe von Zäunen, die aus kostbarem Mahagoniholz gezimmert sind.

— In guter Gesellschaft. „Was sind denn das für Büsten da über Ihrem Schreibtisch?"

Dichterling: „Die? — Goethe und ich."

Frontignac.

Von Wilh. C. Stuecklen.

Er vertauschte den Frack mit dem seidengesteppten Hausrmoking, schickte den Diener schlafen und ging dann hinüber in das Arbeitszimmer. Dort nahm er mit einer leise schmerzenden Befriedigung wahr, wie sorgfältig der Diener alle der Bequemlichkeit dienenden Vorbereitungen getroffen hatte. Und ehe Frontignac sich in den geschnitzten Sessel am Schreibtisch niederließ, umklammerte er das ganze stille Bild nochmals mit einem ernsten, mit einem sehr ernsten Blick. Das weiche, gedämpfte Licht der großen japanischen Lampe malte vom Eckisch aus zarte Schatten auf die Vorhänge; über dem Rauchservice, das man aus dunklem Marmor geschliffen hatte, erhob sich, wie losgelöst von allem, eine dünne, blaue Spiritusflamme...

Als Frontignac sich abwandte, tat ers' mit einem hilflosen Zucken der schlanken Schultern. Und plötzlich hielt er dann den Revolver in der Hand und wog nun spielerisch die Waffe auf und ab. „Na, kleines Tier!" murmelte er dann, ohne von seiner eigenen Stimme zu erschrecken, du hast's ja doch schon lange gewußt! Nncht wahr?" Aber dann empfand er wie einen Schlag die Verbrauchtheit der Pose, legte mit einer Gebärde des Ekels die Waffe vor sich hin und griff dafür nach der Feder. Er schwankte einen Augenblick, ob er — zum letztenmal — das breite Papier mit dem silbernen Marquiswappen nehmen sollte, und entschied sich endlich doch für einen ungeschmückten weißen Bogen. Als er zu schreiben begann, rief die alte Bronzeuhr neben ihm voller Hast, als sei arge Eile nötig, die dritte Stunde aus.

Und Frontignac schrieb: „Geliebteste, Sie werden mir nun viel, ungeheuerlich viel zu verzeihen haben! Aber glauben Sie mir, daß ich gezwungen bin, Ihnen Schmerz zu bereiten, ist mir die härteste Strafe für meine Sünden.

Also, um alles Abscheuliche gleich vorweg zu sagen: Ihr getreuer Verehrer ist nicht der Marquis Materne de Frontignac, sondern der Lump und Hochstapler Materne Fronty aus Brest. Lassen Sie mich, bitte, in dem knappen Stil der Gazetten weiter berichten. Obgleich Sohn achtbarer Eltern (sein Vater war ein kleiner Beamter der Hafenverwaltung) geriet er dennoch bald auf den Weg des Verbrechens. In Brest wegen Einbruchs verurteilt, in Nizza wegen Falschspiels gerichtlich belangt und ausgewiesen, ging er nach Paris. Dort gelang es ihm, unter dem Namen eines Marquis de Frontignac Eingang in die beste Gesellschaft zu finden. Er trieb einen großen Aufwand, dessen Kosten er aus betrügerischen Spielgewinnsten bestritt, und als die Einnahmen aus diesem schönen Geschäft nicht mehr ausreichten, fälschte er mehrere Wechsel auf die Namen seiner reichen Bekannten.

Pfui Teufel! Fast tut es mir leid, daß Sie gut zu mir gewesen sind. Und wahrhaft weh tut es mir, zu wissen, daß Sie mich sogar lieben würden, wenn ich wirklich statt Materne Fronty...

Nein, nein! Sie Liebe! Erröten Sie nicht! Noch haben Sie ja nichts getan, dessen Sie sich schämen müßten. Morgen — oder sogar heute noch — steht es Ihnen frei, dem keinen Baron Mondel, der mich arglos bei Ihnen einführte, den Kopf zu waschen. Sie bleiben Madame de Lavery, die unbedingt achtbare Witwe des seligen Senators.

Und noch etwas: Ich vermeide es, wie Sie sehen, für mein Tun Entschuldigungen zu suchen. Aber um nicht ganz und gar als ein Verworfener Ihnen im Andenken zu bleiben, sollen Sie wissen, daß es mir leicht wäre, noch einen, zwei, auch drei Monate der zu bleiben, der ich zu sein vorgab. Ich brauche nur wieder einige Namen von gutem Klang, von goldenem Klang, unter jene schmalen Papiere zu setzen. Brauche nur neue Löcher aufzureißen, um die alten Löcher zuzuschütten, und dann... Erinnern Sie sich unseres Gespräches von gestern abend? Ah — erzählten Sie mir nicht, daß Sie eine Reise vorhaben? Versprachen Sie mir nicht, daß Sie mir das Ziel nennen würden? Und wollen Sie mir nicht glauben, Ihnen zu folgen?

Ich weiß es, es ist sehr häßlich von mir, das alles zu erwähnen. Aber ich betone es deshalb, weil Sie, meiner ganzen Liebe teilhaftig, mir wenigstens das danken, daß ich jetzt schon gehe." —

Ein schrilles Läuten drang, unvermittelt und erschreckend, aus dem metallenen Telephonapparat hervor.

„Verwünscht!" flüsterte Fronty. Wie unruhig tastete er nach dem kleinen, kalten Revolver, der noch neben dem Brief lag. Er starrte wie geistesabwesend vor sich hin, wesenlos, ohne Atem, ohne Herzschlag. Er mußte sich wahrhaftig erst darauf besinnen, daß das Leben ihn noch hatte. Dann aber lächelte er und hob den Hörer ab.

„Hallo!"

„Sind Sie's selbst, Frontignac?"

Sein „Ja" klang heiser, und der Hörer begann in seiner Faust zu zittern.

„Ich wußte es, daß Sie heute nicht schlafen werden! Sie wachen und denken an mich, wie ich wache und an Sie denke!"

„Liebe, Sie!" murmelte Fronty tonlos. Dabei brachte er seine Blicke nicht von den Blättern los, denen er seine Schmach erzählt hatte. Seine Linke streifte den Revolver und zuckte zurück, als sei das mattglänzende Metall glühend.

„Frontignac?"

„Ja! Ja!"

„Hören Sie mir zu! Ich fahre um 8 Uhr nach Ostende. Um 8 Uhr, Freund, hören Sie?"

„Liebe!" stöhnte Fronty leise.

„Und ich freue mich, Frontignac! Ich freue mich unsagbar! Auf Wiedersehen, Freund!"

„Liebe! Liebe! Nach Ostende?"

„Allerdings", ein silberhelles Lachen klang aus dem Hörer. „Klingt denn das so unwahrscheinlich, daß man nach Ostende fährt? Also, um 8 Uhr! Gute Nacht!"

„Gute Nacht! Auf Wiedersehen morgen früh!"

Eine Stunde lang lag Fronty im Sessel und preßte den Kopf zwischen die geballten Fäuste. Dann klingelte er dem Diener. Zuvor aber ließ er den Brief von der blauen, schlanken Spiritusflamme verzehren. Die Pistole und ein Heft mit Wechselformularen packte er selber in eine Ledertasche.

„Herr Marquis haben geklingelt?" fragte Jean, der verschlafen und übellaunig herbeikam.

„Jawohl, mein Lieber! Koffer packen! Ich gehe einige Zeit nach Ostende. Und bestelle Rosen! Einen Strauß rote Rosen für den Marquis de Frontignac!" Und als Jean ihn verwundert ansah, setzte Frontignac lachend hinzu: „Was gibt's da zu verwundern, Alter? Man will's ja so haben!"

Dann ging der Marquis zum Fenster, öffnete es bedächtig und sah zu, wie im Osten allmählich der neue Tag aufblühte.

Die zehn Gebote des Bücherborgers.

Henry T. Coutts, ein Londoner Bibliothekar, der mit dem guten Humor des Engländers begabt ist, hat in seiner langjährigen, oft recht mühseligen Tätigkeit einige Blüten des Humors gepflückt und legt sie in einem hübschen, unterhaltsamen Büchlein, „Library Jokes and Jottings" betitelt, der Welt der Bücherleser vor. Unter den vielen, oft freilich unübersetzbaren Scherzen verdient ein ironisches Kapitel hervorgehoben zu werden, in dem Ernst und Heiterkeit aufs drolligste gemischt sind. Es trägt die Ueberschrift: Die zehn Gebote des Bücherborgers, und diese zehn Gebote lauten folgendermaßen:

1. Du sollst nicht kaufen, was du borgen kannst. 2. Du sollst allein auf deine eigenen Bücher achten: deine Kinder und deine Hunde spielen mit geborgten ebenso gern. 3. Du sollst Bücher nicht mit dem Buttermesser aufschneiden und den Rand nicht mit Pflaumenmus verzieren, um die Schönheit handgemalter Manuskripte vorzutäuschen. 4. Bedenke, daß ausgerissene Blätter wahrhaft künstlerisch nur mit dem gummierten Rande von Briefmarkenbogen angeklebt werden können; am schönsten wirken rote und grüne abwechselnd. 5. Du sollst die Ansicht, die der Verfasser eines Buches ausspricht, in Ehren halten. Wenn du anderer Meinung bist als er, halte deinen Standpunkt mit Bleistift in Form von Randnoten fest: So zeigst du deine gründliche Gelehrsamkeit, ärgerst die künftigen Leser des Buches, die deine überlegene Kenntnis nicht anerkennen wollen und daneben schreiben: Esel! 6. Du sollst möglichst abgegriffene Bücher zum Lesen wählen. Gefällt dir ihr Inhalt nicht, so hast du wenigstens das befriedigende Bewußtsein, daß schon viele deiner Nächsten ebenso hineingefallen sind. 7. Du sollst den Bibliothekar konsultieren, wenn du nicht weißt, was du willst, und ihn insultieren, wenn er dir nicht helfen kann. 8. Du sollst grundsätzlich keine Strafgelder bezahlen. 9. Du sollst nicht falsches Zeugnis ablegen wider den Bibliothekar und sprechen: er legt die besten Bücher zurück und gibt sie seinen Freunden. 10. Du sollst nicht Bücher begehren, die sich dein Nächster schon angeeignet hat.

— Grob. Kundin: „Aber hören Sie mal, Meister, Ihre Brötchen werden immer kleiner. Ich kann ja fast ein ganzes auf einmal in den Mund stecken!"

Bäcker: „Glaub's gern; das liegt aber nicht an den Brötchen!"

— Frech. Untersuchungsrichter: „Sie sind, wie die Akten ergeben, keineswegs so vermögenslos, wieSie bei der polizeilichen Vernehmung erklärten. Warum haben Sie damals falsche Angaben gemacht?"

„Ich glaubte, die Herrschaften wollten mich anpumpen."

— Der Marquis de Gallifet war bekanntlich am letzten Tuilerienhofe eine beliebte Persönlichkeit und wagte manchmal, auch der Kaiserin Eugenie derbe Wahrheiten zu sagen. In Compiègne wollten die eingeladenen Damen ihm einmal einen Streich spielen. Sie ließen sein Bett mit Mehl bestreuen und waren nun gespannt, was er dazu sagen würde. Er sagte aber nichts und schien den schlechten Witz nicht bemerkt zu haben. Bald darauf lud er die Damen zu einem Imbiß ein. Die Kuchen, die er ihnen vorsetzte, schmeckten ausgezeichnet und wurden über die Maßen gelobt. Als der letzte geschmaust war, sagte er: „Nun müssen sie wissen, daß meine Kuchen aus dem Mehle gebacken waren mit dem Sie mein Bett so reichlich ausgepolstert hatten, in dem ich die ganze Nacht gelegen habe."

In Verlegenheit.

„Hinter mir liegt bereits ein arbeitsreiches Leben. Ich habe es der Wissenschaft gewidmet. — Und, Verehrtester, was haben Sie sich zur Lebensaufgabe gestellt?"

„Na, — ich wollte eigentlich den Südpol entdecken. Da es aber inzwischen andere getan haben, ist mein Lebenswerk jetzt erledigt."

— Falsch verstanden. A.: „Sie hatten ja früher einen so dicken Kassierer, den sehe ich gar nicht mehr."

B.: „Ja, der hat sich dünn gemacht."

A.: „Ah, das interessiert mich, da ich auch zur Korpulenz neige; womit denn?"

B.: „Mit der Kasse."

Bündige Erklärung.

Junge: „Vater, was ist denn das, ein bildender Künstler?"

Vater: „Das ist einer, der Bilder macht."

— Protzig. Freundin: „Gehst Du noch immer mit dem reichen Schlächtermeisterssohn?"

„„Wir gehen überhaupt nicht . . . wir fahren immer!""

Schrecklich.

„Ja, sehen Sie, meine Herren, so ist nun mal mein Temperament: Ich werde wütend, schlage einen Menschen tot, und nach fünf Minuten denke ich nicht mehr daran!"

— Kreislauf. Wirt: „Ich denke, der alte Trunkenbold ist längst zu Hause — da sitzt er ja schon wieder!"

Kellner: „Ja, der ist an der rechten Seite zur Tür hinausgetorkelt, hat sich um das ganze Haus herumgetappt und ist an der linken Seite wieder hereingekommen!"

— Sinnige Ueberraschung. Polizist (ins Haus hineinrufend): „Alte, komm mal rasch 'raus, hier steht Dein Geburtstagsgeschenk!"

Frau: „Der Arrestant? Du willst mich wohl zum besten halten?"

Polizist: „Fällt mir gar nicht ein! Das ist der Kerl, auf dessen Ergreifung die dreihundert Dollars Belohnung ausgesetzt sind!"